

Elisabeth Jesus Guennaibin Defner

eine Erinnerung

* 17. Mai 1931 – + 5. Juni 2017

von Birgit Wiesinger



Selbstportrait im Atelier nach der Zitronenernte 2010

Geboren als Elisabeth Defner in Igls, Tirol, führte sie nach der Hochzeit mit Helfried Kodré den Doppelnamen Kodré-Defner. Ab 1990 nannte sie sich Jesus Elisabeth Gu. Defner. In ihrer Monografie aus dem Jahre 2012 wird sie Elisabeth J. Gu. Defner genannt und dieser Name soll auch hier verwendet werden.

Sie wuchs in einer künstlerisch aktiven Familie auf: der Vater ein leidenschaftlicher Photokünstler. Die Mutter aus Berlin spielte Klavier. Auch heute lebt ihre Familie Kunst in alle Richtungen, sei es Fotografie, Illustration, Musik oder Plastik. In diesem Umfeld begann Elisabeth J. Gu. Defner mit zwölf Jahren fein nuanciert zu zeichnen, später auch zu aquarellieren. Das Interesse galt nicht bloß der Abbildung, sondern dem Wesen der Natur: Wie stellt sich der Verfall von Pflanzen dar, warum ist eine Schnecke so gekrümmt, welche Struktur ist erkennbar, wie verlaufen die Blattadern? Sie erkundete die Details minutiös.

Für das Studium an der Hochschule für angewandte Kunst war dies ausschlaggebend, denn gerne erzählte sie von ihrer Aufnahme, als ihr zukünftiger Professor Eugen Mayer sie mit den Worten: "Freilein, ich sehe, Sie können am Arsch sitzen!" aufnahm. Ein Zufall trug sie in die Meisterklasse Metall, (ursprünglich wollte sie sich in den Bereichen Tanzen und Singen ausbilden lassen) doch da sie sich selbst finanzieren musste, sah sie beim Goldschmieden die Möglichkeit dazu.

Bei den „Österreichischen Werkstätten“ (ÖW) fand sie nach dem Studium Anstellung und leitete zwei Jahre die Abteilung für die Kleinkunst. Da sie dort auch ihre eigenen Werke präsentieren konnte, arbeitete sie tagsüber bei den ÖW und war des Nächstens aktiv am eigenen Werk Tisch. In der Nacht waren in ihrem Wohnatelier die geräuschvollen, erlernten Techniken wie Treiben und Ziselieren unmöglich und so erprobte sie gemeinsam mit Helfried Kodré verschiedenste Techniken und die Zusammenarbeit.

Der damals verpönte Guss wurde ihr Metier. Sie nützte diese Technik nicht zur gängigen Reproduktion. Mit dem Gießen von Metall konnte sie die Feinheiten und Formen aus Natur- und Pflanzenwelt direkt in Metall transformieren und genau den gewünschten Ausdruck schaffen - hypernaturalistisch. Strukturen der Oberflächen bekamen eine Präsenz und durch die ausgewählte

Reduzierung eine bewusste Akzentuierung - die Fortführung ihrer feinfühligem Zeichnungen als Objekte.

Die Formen- und Strukturvielfalt der Natur waren ihr Inspiration: kleinste Schneckenhäuser, das Ginkoblatt, Federn, Vogelschädeln, verschiedenste Käfer, Kiefern-Rinde, der goldene Schnitt, den sie bei Insekten ausmachte, die kristallinen Strukturen von Mineralien, die eigenwillig geformten Schwarznüsse. Sie war begeistert von der Manier der kleinsten Mücke bis zum Babykrokodillschädel, verarbeitete diese, genauso wie den Rehschädel und das Seerosenblatt. Von allem wurde die Form abgenommen, neu zusammengesetzt und miteinander in Einklang gebracht.

Ihre Arbeiten griffen älteste Zuschreibungen für Schmuck auf: Elisabeth J. Gu. Defner transformierte Schädelknochen von Tieren ins Metall und machte diese als Symbol für die Überwindung des Todes zeitgemäß tragbar. Durch ihre Lust Themen aufzugreifen und Neues zu entwickeln, Konventionelles zu überwinden und ihrem Anliegen mit Einzelstücken eine Unverwechselbarkeit herauszubilden, entstand eine künstlerisch individuelle Sprache.

Aus der Intimität des Ateliers als Experimentierlabor fanden mit der ersten Ausstellung 1964 die Arbeiten Anerkennung. Im Eitelbergersaal des Museums für angewandte Kunst stellten sie und Helfried Kodré Schmuck, Renate und Dieter Schrage Keramik aus. Dies erwies sich als Impuls für die internationale Schmuckszene, den das MAK mit seinem damaligen Direktor Wilhelm Mrazek auch aufgriff und die Sammlung für zeitgenössischen Schmuck mit zwei Arbeiten von Elisabeth J. Gu. Defner gründete.

„radikal“ – das Wort, das so gerne für die österreichische Schmuckkunst der 1970er Jahre gebraucht wurde, galt für sie nicht. Sie wollte nicht zerschlagen und lautstark zur Revolution rufen. Elisabeth J. Gu. Defner arbeitete mit Materialien, die sie für passend erachtete und war die Feinsinnige, die an Nuancen Arbeitende. Es entstanden innovative und einzigartige Arbeiten, die charakteristisch für ihren unabhängigen und selbstbestimmten Weg standen und stehen. Rücksicht nahm sie bloß auf die Menschen, die ihren Schmuck lieben und deutlich tragen würden. Trotz der Größe und Objekthaftigkeit ihrer Arbeiten waren diese gut tragbar, da dies ein Hauptaugenmerk bei der Fertigung war.

Die Liebe zur Natur und zu ihren Wirkkräften veranlasste sie mit unbearbeiteten Kristallen zu arbeiten, ein Novum im Schmuck. Quarzdrusen, Ammonite, Bergkristalle und die farbspielenden Opale wurden in ihrer Vielzahl treffend zu Schmuck verarbeitet. Die Schmuckstücke blieben weiterhin präzise Arbeiten und offerierten einen körpernahen Platz für mögliche Heilkräfte von Steinen, Metallen und Magneten.

Ihrem Blick für Gestaltung und ihrer offenen Art, Zufällen Raum zu geben, war es auch zu verdanken, dass sie in einem Esstübchen ihren ersten Zauberstab entdeckte. Hier entwickelte sich das freie Skulpturale in ihrem Werk mit einem beträchtlichen Quantum Mystik: Zauberstäbe als Sender, Empfänger, Totem, Auferstehungssymbole und Meditationsstäbe. Es war ihr ein Anliegen, dass die Zauberstäbe für Anwendungen teilbar bzw. zusammenfügbar sind – ohne sichtbare technische Raffinesse. Was lag näher, als Magnete dafür zu verwenden.

Magnete, deren Heilkräfte in der traditionellen chinesischen Medizin verankert sind, die in Verbindung zur Bipolarität der Welt eine für sie ideale Bedeutung hatten, fanden von den Zauberstäben zusätzlich den Weg zum Schmuck. Magnete waren ideal für energetische Wirkungen

am Körper und ließen sich für die Schließfunktion von Ketten optimal nützen. Auch hier war ihr innovatives Vorgehen herausragend.

Ab diesem Zeitpunkt war Quantität gefragt und aus dem Atelier wurde eine kleine Manufaktur. Die weltweit patentierte Kugel rollte – bis, ja bis größere Manufakturen bzw. industriell Fertigende das einfach Geniale auch erkannten. Heutzutage der Magnetverschluss bei jeglichen Arten von Ketten nicht mehr wegzudenken.

Die Räumlichkeiten wandelten sich abermals - zum Atelier, die Einzelstücke erhielten wieder die ganze Aufmerksamkeit in ihrem Wohnatelier in der Wiesingerstraße. Dort, wo auch auf dem kleinen Balkon die überbordenden Pflanzen neben dem riesigen Zitronenbaum die Natur in die Wiener Innenstadt brachten.

Unermüdlich arbeitete sie dort bis spät in die Nacht, bis kurz vor ihrem Tod, tanzte, war unglaublich rege und hatte den Kopf immer noch voller Pläne, was alles zu tun ist, was noch getan werden kann. Ob diese Agilität mit ihrer Vorliebe für Experimente und Selbsterfahrungen zu tun hatte, weswegen sie 1990 ihren Geburtsnamen um Jesus Guennaibim erweiterte!

Da ein so intensives Leben in einem kurzen Text nicht Platz findet, sei als weiterführende Lektüre folgende Monografie empfohlen: Bollmann, Karl. (2012) *Elisabeth J. Gu. Defner – Mensch /Natur /Kosmos – Schmuck und Gerät*. Stuttgart: Arnoldsche Art Publisher.



© Barbara Kroboth 2017

Birgit Wiesinger lernte Elisabeth J. Gu. Defner bei der Magnetkugelproduktion kennen, durfte bei vielen Arbeiten assistieren und fertigen, erkannte dabei die markante Sensibilität in ihren Werken und erfreute sich einer 23 jährigen Freundschaft zu ihr. Glücklicherweise ist sie im Besitz eines Anhängers mit Nachtigall-Schädelchen. Als Schmuckschaffende war sie Mitbegründerin des Ateliers STOSSIMHIMMEL und des Kollegs SchmuckDesign an der KunstModeDesign Herbststraße in Wien.